



Tagungen des Instituts

Zeitschrift *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* Band 96 (2016)

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Rom

Copyright



Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung – Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Southern Italy as Contact Area and Border Region during the Early Middle Ages

Religious-Cultural Heterogeneity and Competing Powers in Local, Transregional and Universal Dimensions

Der italische Süden des Frühmittelalters ist räumlich, politisch ebenso wie im weiteren Sinne kulturell schwer fassbar. Noch heute ist das Bild des ‚Mezzogiorno‘ wesentlich durch Meistererzählungen des 19. Jh. geprägt, die kritisch zu hinterfragen und schrittweise zu revidieren Bestreben der neueren Forschung ist. Vor diesem Hintergrund untersuchte die Tagung „Süditalien als Kontakt- und Grenzregion im Frühmittelalter“ und stellte dabei „[r]eligios-kulturelle Heterogenität und konkurrierende Mächte in lokalen, transregionalen und universalen Dimensionen“ ins Zentrum des Interesses.

Der von der DFG geförderte, internationale Kongress tagte vom 4. bis 6. April 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom und wurde gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg veranstaltet. Kooperationspartner waren die *Regesta Imperii* der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und die *Regesta Pontificum Romanorum* der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

Nach Grußworten von Martin Baumeister (Rom) führten die Veranstalter Klaus Herbers (Erlangen) und Kordula Wolf (Rom) in das Tagungsprogramm ein und stellten dessen Konzeption mit übergreifenden Leitfragen vor. Anliegen der Konferenz sei es zum einen, den Forschungsstand aus verschiedenen nationalen und disziplinären Perspektiven heraus zu bilanzieren, um zum anderen gemeinsam über neue Tendenzen zu reflektieren, die sich sowohl aus den historiographischen Traditionen als auch aus aktuellen theoretischen Diskursen ergeben. Hervorzuheben sind dabei raumtheoretische Ansätze, die auffordern, räumliche, sozio-kulturelle und politische Konfigurationen, deren Zugehörigkeiten und Wahrnehmungen zu hinterfragen.

Ausgehend von der Frage, ob und inwieweit Süditalien als Teil verschiedener Mittelmeerräume angesehen werden kann, diskutierte die erste, von Nikolas Jaspert (Heidelberg) geleitete Sektion multiperspektivisch die Rolle Süditaliens zwischen der byzantinischen, lateinischen und islamischen ‚Welt‘. In diesem Kontext stellte Lutz Berger (Kiel) verschiedene Konzepte des Begriffs „Empire“ vor und setzte Konstruktionen von Zentrum und Peripherie in Bezug zu frühmittelalterlichen Konstellationen in muslimisch dominierten Regionen – vor allem des westlichen Mittelmeerraums. Maßgeblich waren hierbei unter anderem Gabriel Martinez-Gros’ Interpretation von Ibn Khaldūn und die Weltsystem-Theorie von Immanuel Wallerstein, aber auch weitere Modelle wie das des „Trading Empire“. Besonders betonte Berger, dass islamische Herrschaften das Mittelmeer eher als Grenzregion, den Indischen Ozean hingegen als Zentrum betrachtet hätten. Rudolf Schieffer (Bonn) legte anschließend dar, dass und warum Süditalien nie Teil des Fränkischen Reiches geworden sei. Die

Karolinger seien jeweils nur temporär an einer Intervention in dieser Region interessiert gewesen. Schieffer sieht vor allem in den Langobarden, Byzantinern, der römischen Kirche und kleineren lokalen Herrschaften Süditaliens wichtige Akteure für eine karolingische Süditalienpolitik, welche jedoch nie gezielt von fränkischer Seite aus betrieben worden sei. Von einer Mittelmeerpolitik der Karolinger könne demnach keine Rede sein. Ewald Kislinger (Wien) unterstrich in seinem Vortrag, dass Süditalien für das Byzantinische Reich vor allem eine Brückenfunktion erfüllte. Als Seemacht habe Byzanz Stützpunkte wie Sizilien verteidigen müssen, da sie eine wesentliche strategische Rolle zur Aufrechterhaltung der byzantinischen Thalassokratie gespielt hätten. Erst mit den massiven Angriffen von Seiten der „Sarazenen“ auf Kreta und Sizilien sei ab den 820er Jahren die „balance of power“ im Mittelmeerraum bedroht gewesen und habe zu einer Verschiebung des Fokus auf Apulien und Kalabrien geführt.

In seinem Abendvortrag ging Hugh Kennedy (London) auf unterschiedliche Vorstellungen von Grenzen und Grenzregionen aus arabisch-islamischer Perspektive ein. Anhand des „Kitāb al-Kharāǧī“ (Buch über Steuerwesen und Staatsverwaltung) des für die Abbasiden tätigen Qudama b. Ġaʿfar arbeitete Kennedy verschiedene Aspekte muslimischer Grenzperzeptionen und Grenzpolitik heraus. Er verdeutlichte in diesem Kontext auch, wie unterschiedlich das Verhältnis islamischer Herrschaft zu den jeweiligen Nachbarn bewertet wurde und dabei zwischen ökonomischen und ideologischen Motivationen changierte.

Die zweite, disziplinar breit gefächerte Sektion widmete sich unter Leitung von Amedeo Feniello (Rom) der muslimischen Präsenz in Süditalien und den sich daraus ergebenden kulturellen Transformationsprozessen. Vivien Prigent (Paris) befasste sich mit dem Desintegrationsprozess Siziliens als byzantinische Provinz zwischen dem 8. und 10. Jh. Er bezog hierfür umfassendes Material aus Archäologie, Hagiographie, Numismatik und Sphragistik ein und kontrastierte dieses mit mittelbyzantinischen historiographischen Texten. Unter Rückgriff auf das Modell von Zentrum und Peripherie strich Prigent dabei heraus, wie *Sikelia* unter dem Druck islamischer Eroberungen recht bald von Konstantinopel abfiel und auf lokaler Ebene neue Verbindungen mit den Eroberern einging. Islamische und jüdische Einflüsse in Sizilien untersuchte Alessandro Vanoli (Bologna) anhand ausgewählter Dokumente der Kairoer *genizah*, die Auskunft über medizinisches und pharmakologisches Wissen sowie heilkundliche Praktiken geben. Nachzuvollziehen sei hier einerseits eine „Arabisierung“ medizinischer Praxis, andererseits eine Zunahme in Verfügbarkeit und Gebrauch bestimmter Ingredienzen, die in Zusammenhang stehe mit dem gesteigerten Einfluss muslimischen Handels. Deutlich wurde hier nicht zuletzt auch die Problematik, dass die Zuschreibungen „ebraico“ und „arabo“ kaum eindeutig bestimmbar und voneinander abgrenzbar sind. Dem islamisch-politischen Einfluss auf dem italienischen Festland wandte sich Marco Di Branco (Rom) zu. Anhand einer Neulektüre arabischer, griechischer und lateinischer Historiographie stellte er die bisher eher als Ausnahmeerscheinung betrachtete Etablierung Baris zum Emirat

in den weiteren Zusammenhang muslimischer Präsenz auf der Apenninhalbinsel und zeigte auf, dass auch in anderen Fällen nicht von spontanen Überfällen und Beutezügen die Rede sein könne. Darüber hinaus nahm Di Branco eine zeitliche Präzisierung der Einnahme Baris durch Khalfūn (zwischen August 847 und Ende 848) vor. Mit islamischen Plünderungs- und Beutezügen (*ghazawat*) beschäftigte sich Tommi P. Lankila (Princeton/Rom). Rund 300 Erwähnungen von *ghazawat* ermittelte Lankila auf der Basis historiographischer Quellen für die süditalienische Halbinsel sowie für Korsika, Sardinien und Sizilien. Mit Hilfe von Graphiken und Statistiken nahm er für seinen Betrachtungszeitraum vom 7. bis ins 11. Jh. eine Binnenperiodisierung der „Saracen raids“ vor und unterschied dabei „private“ und „offizielle“ Überfälle, wobei er betonte, dass sich in den Darstellungen „christlicher“ und „islamischer“ Texte kaum Übereinstimmungen finden ließen. Annliese Nef (Paris) erweiterte den Blick um die Stellung Siziliens im zentralen Mittelmeerraum. Sie referierte über die Zeit der kalbidischen Herrschaft und zielte bei ihrer Darstellung auf eine Revidierung der Annahme, das kalbidische *Siqilliya* sei als ein vom fatimidischen Kalifat unabhängiges und eigenständiges Emirat zu begreifen. Sie führte für ihre Argumentation kartographisches und historiographisches Material zusammen und strich heraus, dass weder die Fatimiden die Zugehörigkeit Siziliens zu ihrem Kalifat jemals in Frage gestellt, noch die Insel selbst diese angezweifelt hätte. Des Weiteren betonte Nef einmal mehr die enge Verbindung von *Ifriqiya* und *Siqilliya*. Aus archäologischer Perspektive analysierte Lucia Arcifa (Catania) innere Dynamiken während der frühen islamischen Zeit in Sizilien und ging dabei vor allem auf neue Grabungsergebnisse im Flußtal von Platani (zwischen Palermo und Agrigent) ein. Materielle Befunde zeigen, wie dieses als Wasserscheide eine innere Grenze zwischen den bereits sehr früh von Muslimen besiedelten Gebieten im Westen der Insel und den noch länger von der byzantinischen „Hauptstadt“ Syrakus aus kontrollierten Territorien im Osten bildete.

Die dritte Sektion, welche von Vivien Prigent (Paris) moderiert wurde, konzentrierte sich wiederum auf lokal-politische Dynamiken in Süditalien im Kontext griechisch-byzantinischer Einflüsse und Herrschaftsansprüche. Eröffnet wurde dieses Feld von Jean-Marie Martin (Rom/Paris) mit einem Vortrag zu den Muslimen im byzantinischen Süditalien und den kampanischen Dukaten. Martin rekonstruierte das Tableau politischer Interaktionen, struktureller Verwaltungseinheiten und deren lokaler Untergliederung. Dabei zeichnete er nach, wie sich der Einfluss der Muslime in Süditalien mehrte – bereits zu Beginn des 10. Jahrhunderts waren sizilische *ṭari* bis nach Neapel nachweisbar. Das griechische Kalabrien büßte in diesem Zuge bald an Bedeutung für die Byzantiner ein, wohingegen Apulien zu ihrem wesentlichen Bezugspunkt wurde und dies, obwohl Apulien seine langobardische Verwaltung beibehielt. Martin wies damit auf, wie sich im Falle Süditaliens geopolitische Faktoren gegenüber der Verwaltungsorganisation als handlungsbestimmend erwiesen. Einen theoretischen Impuls lieferte Federico Marazzi (Neapel), der den süditalienischen Raum und dessen Kontakte zu angrenzenden Territorien in der bedeutenden Transformationsphase des 8. und 9. Jh. unter Bezugnahme auf die viel diskutierte Pirenne-

These untersuchte. Marazzi ging nicht nur auf politische Dynamiken, sondern zumal auf ökonomische Faktoren und Kontakte ein. Er beschrieb Süditalien dabei als multipolare Peripherie und strich heraus, wie sich lokale Handelsnetzwerke etablierten, womit er zum einen gegen den in der Historiographie häufig essentialistisch verwendeten Begriff des ‚Mezzogiorno‘ und zum anderen gegen eine Geschichte des ökonomischen Niederganges argumentierte. Annick Peters-Custot (Nantes) diskutierte anhand der sogenannten *Italo-Greci* die Rolle Süditaliens zwischen dem lateinischen und dem byzantinischen Kaiserreich. Mit dem Bemühen Ottos III. um eine *renovatio imperii* und damit einer verstärkten *romanitas* habe zwischen Italo-Griechen und dem westlichen Kaiser ebenso wie mit Rom eine Annäherung stattgefunden. Die reziproke Frage nach Selbstverständnis und Zugehörigkeit beantwortete Peters-Custot mit dem Begriff der „duplicità“, einer Zweifachheit, welche eine Zweideutigkeit zwischen altem und neuem Rom erlaube. Claudia Alraum (Erlangen) stellte in ihrem Vortrag heraus, dass ein päpstliches Eingreifen in die Kirchenhierarchie, Wahlen oder Rechtsprechung im Süditalien des 8. und 9. Jh. vor allem in den Regionen Benevent, Capua und Gaeta festzustellen sei. Fragen der kirchlichen Jurisdiktion seien jedoch nur in einem Bruchteil der überlieferten päpstlichen Kommunikation behandelt worden. Die Quellen ließen zudem erkennen, dass nur wenige Kontakte der Päpste in weiter entfernte Regionen Süditaliens wie Kalabrien, Apulien oder Sizilien festzustellen seien. Judith Werner (Erlangen) erklärte am Beispiel des päpstlichen (Re-)Agierens in Süditalien, wie die Neuedition von Philipp Jaffé’s „Regesta Pontificum Romanorum“ – dessen erste drei Bände noch 2016 erscheinen werden – von Historikern genutzt werden könne. Anhand von Papstbriefen für die Region Süditalien zeigte Werner auf, dass der Einfluss der Rezipienten auf Form und Inhalt maßgeblicher war als bisher angenommen. Dieses Phänomen habe vor allem gegen Ende des Frühmittelalters zugenommen.

Die vierte Sektion, moderiert von Irmgard Fees (München), warf abschließend einen Blick auf lateinische Konfigurationen von Macht auf der süditalienischen Halbinsel. Einen Einblick in ihre Forschung über das langobardisch-meridionale Italien des 8. und 9. Jh. gewährte Giulia Zornetta (St. Andrews/Padua). Sie betonte die zweifache Stellung Süditaliens als Peripherie kaiserlicher Gebiete und stellte die Rolle als Grenzregion heraus, wobei sie Übernahmen und Abgrenzungen anhand von herrscherlicher Repräsentation untersuchte. Anhand des Herzogtums von Benevent veranschaulichte sie, dass dieses sich um die Behauptung und Darstellung unabhängiger Herrschaft bemühte. Neben der Betonung von Unabhängigkeit und langobardischen Traditionen wies Zornetta allerdings auch auf ein ambivalentes Bemühen um kaiserliche Anerkennung hin. Veronika Unger (Erlangen) analysierte die Beziehungen zwischen Johannes VIII. und kleineren lokalen Herrschaften Süditaliens. Eine gezielte Süditalienpolitik im Sinne eines wirtschaftlichen oder militärischen Eingreifens sei nicht festzustellen. Unger sah die Hauptmotivation des Papstes darin, die „Sarazengefahr“ – mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln – einzudämmen. Aktive Maßnahmen wie Geldschenkungen oder Exkommunikationen hätten immer

im Zusammenhang mit der „Sarazenenpolitik“ gestanden. Clemens Gantner (Wien) beschäftigte sich in seinem Referat mit den Beziehungen Ludwigs II. mit dem Byzantinischen Reich und den „Sarazenen“. Laut Gantner hätten byzantinische Einflüsse für Ludwig II. zu Beginn seiner Herrschaft noch eine wichtige Rolle gespielt und in engem Zusammenhang mit der erstarkenden muslimischen Macht in Süditalien gestanden. Anhand des sogenannten „Kaiserbriefes“ und der überlieferten Texte zu den Heiratsverbindungen der Karolinger nach Byzanz und ins Langobardenreich zeichnete er Motive für Ludwigs Eingreifen in Süditalien nach. Klaus Herbers (Erlangen) zeigte auf, dass Reaktion und Verteidigung die Hauptursachen für ein päpstliches militärisches Vorgehen gegen die Muslime gewesen seien. Nur in vereinzelt Fällen lasse sich ein aktives militärisches Vorgehen Hadrians I. im Sinne eines *bellum iustum* nachweisen. Symbolik, Gebet und Liturgie seien päpstliche „Waffen“ gewesen, worüber Gebete an den Apostelgräbern für den Sieg der Christen Zeugnis ablegten. Strafe und Belohnung der christlichen Kämpfer seien die wesentlichen Motivationsgründe für christliche Kämpfer im Auftrag des Papstes gewesen.

Die abschließende Diskussion wurde durch Jochen Johrendt (Wuppertal) und Daniela Rando (Padua) eingeleitet, indem zunächst eine Zusammenfassung der einzelnen Sektionen unter besonderer Herausstellung der fokalen Punkte gegeben wurde. Dabei sei zumal das Beziehungsgefüge von Politik und Macht von den Vortragenden in den Vordergrund gerückt und vorrangig unter Bezugnahme auf das Konzept „Zentrum und Peripherie“ analysiert worden. Fragen nach Kultur, Identität oder Selbstdeutung seien hingegen weniger beachtet worden. Vielleicht hätte die Einbeziehung dieser und anderer Aspekte (wie beispielsweise eine eingehendere Kontextualisierung bestimmter Texte oder eine stärkere Einbeziehung materieller Befunde) einen Perspektivwechsel ermöglicht. Kritisch reflektiert wurden des Weiteren Konzepte und Termini der Forschung, auf die bereits im Titel der Tagung Bezug genommen wurde. Dabei traten disziplinäre und sprachliche Prägungen unterschiedlicher Wissenschaftskulturen deutlich hervor, die auch das Plenum zur Diskussion anregten. Dem Anliegen der Organisatoren, einen Beitrag zum Überdenken von historiographischen Traditionen zu leisten, dürfte nicht zuletzt damit nachgekommen sein.

Theresa Jäckh, Thomas Kieslinger

Anarchism in Culture

Reassessing the Influence of a Manifold Libertarian Concept on European Modernity (1820s–1930s)

Im langen 19. Jh. entwickelte der Anarchismus widersprüchliche Eigenschaften und eine vielfältige historische Gestaltungskraft. In Anknüpfung an ihr 2013 abgeschlossenes Dissertationsprojekt, das Anarchismus und Sprachphilosophie am Beispiel deutsch-jüdischer Bürgersöhne im Fin de Siècle untersuchte, organisierte Carolin Kosuch (Rom) einen Internationalen Workshop zur Ideen- und Kulturgeschichte des Anarchismus. Die dezidiert interdisziplinär konzipierte Veranstaltung fand vom 7. bis 9. September 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom (DHI Rom) statt und wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt. Ziel des Workshops war es, die polyvalenten Theorien, die umfassenden Aktivitäten und unterschiedlichen Reaktionen zu analysieren, die der anarchische Nonkonformismus im 19. und 20. Jh. hervorbrachte. Das Thema „Anarchism in Culture“ bot sich nicht nur wegen seiner politik- und kulturgeschichtlichen Relevanz an, sondern auch, weil die aktuelle Forschung die Geschichte des Anarchismus im Zusammenhang mit Gender und Global Studies neu perspektiviert hat. Die breit gefächerten inhaltlichen Schwerpunkte des Workshops bezogen sich auf die Verflechtungen der „anarchischen Freiheit“ mit Kunst, Wissenschaft, Religion, Anti-Kapitalismus, Pädagogik, Literatur, Philosophie und Wirtschaftstheorie.

In seinem Grußwort unterstrich Martin Baumeister (Rom) das epochenübergreifende Erklärungspotential der Geschichte des Anarchismus. Der Direktor des DHI Rom wies darauf hin, dass die Untersuchung dieser anti-autoritären Ideologie aufschlussreich sein kann, um sowohl neuere Forschungsschwerpunkte wie die Global South Studies zu erproben, als auch traditionelle Narrationen zur Entstehung der Moderne zu hinterfragen. Ausgehend von der Geschichte des spanischen Anarchismus stellte Baumeister fest, dass die historische Bedeutung dieser transnational zirkulierenden Hybridkultur nicht unterschätzt werden sollte.

Einleitend hob Carolin Kosuch (Rom) deutlich hervor, dass die Geschichte des Anarchismus lange Zeit dem Rahmen zweier dichotomer Interpretationsmuster verhaftet blieb. Auf der einen Seite dämonisierten die Gegner des anarchischen Nonkonformismus die rebellische Utopie als Quelle von Gewalt und Unordnung. Zum anderen wurde der Anarchismus von seinen Sympathisanten unkritisch und teilweise vorbehaltlos unterstützt. Um diese Dichotomie zu überwinden sei es notwendig, den Anarchismus als einen transnationalen und hybriden Diskurs zu definieren. Die aktuelle Forschung habe überzeugend dargelegt, dass die Artikulationsstärke anarchischer Ideen heterogene Theorien und Akteurskonstellationen umfasse. Die anarchische Freiheit generierte, so lautete die Ausgangshypothese des Workshops, ein kreatives nonkonformistisches Klima, das zwischen 1820 und 1930 dem kulturel-

len und politischen Leben der europäischen und atlantischen Welt starke Impulse gab.

Das erste Panel fokussierte das anarchische Denken im Bereich der Philosophie, der Literatur und der Rechtswissenschaft. In ihrem Vortrag über den französischen Soziologen Pierre-Joseph Proudhon fragte Anne-Sophie Chambost (Saint-Étienne) nach dem scheinbaren Gegensatzpaar Anarchismus und Ordnung. In seinen breitenwirksamen Schriften habe Proudhon eine umfassende Gesellschafts- und Politikreform postuliert, die zwar anti-staatlich und anti-autoritär konzipiert gewesen sei, jedoch nicht die Herrschaft von Chaos und Utopie als Alternative zum kapitalistischen System in Aussicht gestellt habe. Vielmehr sei der französische Soziologe auf der Suche nach einem komplexen Äquilibrium zwischen Anarchismus und gesetzlicher Ordnung gewesen. Ausgehend von seinen Theorien zur sozialen und politischen Macht habe Proudhon ein Gesetz bzw. eine Gerechtigkeit ohne Staat imaginiert. Er plädierte für eine institutionelle und gesellschaftliche Neuordnung mit ausgeprägten föderalistischen, mutualistischen und korporativen Zügen. Proudhons Projekte seien in der Theorie verblieben und seit dem ausgehenden 19. Jh. vom rechten, anti-semitischen Spektrum vereinnahmt worden.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, insbesondere mit dem Revolutionsbegriff war sowohl für Proudhon als auch für den russischen Anarchismustheoretiker Piotr Kropotkin von zentraler Bedeutung. Ziel des Vortrages von Pascale Siegrist (Konstanz) war es, die Philosophie der Geschichte und die daraus entstehende politisch-ideologische Funktionalisierung der Vergangenheit im Denken des russischen Anarchisten zu eruieren. Ähnlich wie Giambattista Vico fasste Kropotkin die Geschichte als zyklisches Ineinandergreifen von Fort- und Rückschrittstendenzen auf. Diese Grundinterpretation der Geschichte war deterministisch geprägt und distanzierte sich vom marxistischen Materialismus, indem sie die historische Relevanz von Ideen und Kulturen nicht als weltanschaulichen Überbau betrachtete. Pascale Siegrist verfolgte die These, dass Kropotkin ein optimistisches Geschichtsbild entwickelte und dabei einen Interpretationsschluss entwarf, um Revolutionen und Konflikte in eine kohärente historische Dynamik einzuordnen. Er sei auf der Suche nach einem systematischen Deutungsmuster gewesen, um die anarchische Harmonie als Telos der Geschichte darzustellen. Am Beispiel Kropotkins demonstrierte Siegrist, dass vom historischen Determinismus wichtige Impulse für den politischen Aktivismus und das nonkonformistische Denken ausgingen.

Mit seinem Vortrag zum literarischen Topos der Wanderung lieferte Mario Bosincu (Sassari) einen interessanten Beitrag zu den kulturellen Grenzen des Anarchismus. Im Mittelpunkt stand die Idealisierung der Natur und die damit verknüpfte Gesellschaftskritik in den Texten von Hermann Hesse und Henry David Thoreau. Der Habitus der Wanderer sei einer Aufforderung zur Selbstbestimmung und Freiheit in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gleichgekommen. Sowohl Hesse als auch Thoreau identifizieren die post-romantische Erfahrung der Natur als Antisymbol für den überrationalen homo oeconomicus. Der Vortrag von Mario Bosincu zeigte die Ver-

flechtungen von Mystizismus und Anarchismus sowie von politisch-ideologischem und literarisch-kulturellem Antikonformismus auf.

Mit seinem Kommentar zum ersten Panel brachte Fabian Lemmes (Bochum) einige grundsätzliche Fragen über „Anarchism in Culture“ auf den Punkt. Erstens thematisierte Lemmes ein Dilemma, das mit der Definition von Anarchismus verbunden ist. Eine enge, politikgeschichtliche Begriffserklärung wäre sicherlich zu kurzgreifend, um das Mosaik anarchistischer Kultur zu erfassen. Andererseits könne eine zu breite Anarchismusdefinition zur inhaltlichen Entleerung des Konzepts führen. Des Weiteren wies der Kommentator auf das Spannungsfeld zwischen individueller Freiheit und Kollektivismus als charakteristisches Merkmal des Anarchismus hin. Schließlich wurde nach dem Einfluss von anarchistischem Ideengut auf nicht-anarchische Ideologien und Netzwerke gefragt.

Der britische Historiker und Keynotespeaker Carl Levy (London) war kurzfristig verhindert. Sein vorbereiteter Abendvortrag über Anarchismus, Freiheit und kulturellen Pluralismus wurde daher verlesen und diskutiert. Auch Levy betrachtete die Definition und historische Periodisierung anarchistischer Hybridkultur als eine offene Frage. Die historische Bedeutung des Anarchismus bestehe, Levy zufolge, vor allem darin, dass diese Ideologie ein freies und anti-konformistisches Denken dynamisierte und die Partizipation von Minderheiten (Migranten, Frauen, Juden) am politischen Protest und der kulturellen Avantgarde ermöglichte.

Das zweite Panel diskutierte die Auswirkungen der anarchistischen Hybridkultur auf Wirtschaftstheorien und Landreformprojekte. Judith Baumgartner (München) präsentierte die zahlreichen Freiland- und Siedlungsbewegungen sowie die innovativen Lebens- und Eigentumskonzepte, die seit dem ausgehenden 19. Jh. im deutschsprachigen Raum zirkulierten. Baumgartner zeigte, dass seit dem Mittelalter Freiheit und freies Land Teil des ökonomischen Diskurses waren. Diese traditionsreiche Eigentumsdebatte interessierte sowohl britische Wirtschaftstheoretiker wie John Locke, David Ricardo und John Stuart Mill als auch die französischen Revolutionäre um 1789. Später entwarfen auch Proudhon und der amerikanische Ökonom Henri George innovative Eigentumskonzepte. Kooperative Projekte und Genossenschaften wurden von dem deutschen Sozialreformer Hermann Schulze-Delitzsch im Kontext der Bismarckschen Sozialgesetze realisiert. Um 1900 boomte die anti-konformistische Lebensreform- und Siedlungsbewegung im deutschsprachigen Raum. Die wichtigsten Experimente waren der von Adolf Damaschke gegründete „Bund Deutscher Bodenreformer“ sowie die Kooperative „Eden Gemeinnützige Obstbau-Siedlung“, welche mit einer Siedlungsbank ausgestattet war. Interessanterweise wurde auch das Statut der deutschen Kolonie Kiautschou (China) durch die Genossenschafts- und Freilandbewegung inspiriert.

Eine schillernde Figur im Rahmen der Freilandbewegung war der deutsche Finanztheoretiker Silvio Gesell. Mit seinem Vortrag zur Freiwirtschaftslehre, die durch Gesells Ideen maßgeblich geprägt wurde, untersuchte Roland Wirth (Zürich) diese innovative Wirtschafts- und Finanztheorie im Spannungsfeld des kulturellen

Anarchismus. Er stellte heraus, dass die Freiwirtschaftslehre an eine Vielzahl von heterogenen ökonomischen und gesellschaftskritischen Traditionen anknüpfte. Dazu zählten die Ideen der französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts, aber auch der Gedanke der Emanzipation von der kapitalistischen Ausbeutung, die der Marxismus propagierte, sowie das Misstrauen gegen den liberalen Staat. Die hybriden kulturellen Grundlagen der Freiwirtschaftslehre vermischten sich mit Verschwörungsgedanken und überdies mit der messianischen Selbstdeutung Gesells. Die von ihm entwickelte Freigeldtheorie postulierte, dass Geld ebenso wie alle anderen Waren verderblich sein solle. Damit habe Gesell Spekulationen zu verhindern und zur Dynamisierung der Investitionen beizutragen versucht.

Der Vortrag von Constance Bantman (Guildford/Surrey) fragte nach dem Internationalismus, den transnationalen Vernetzungen und der lokalen Verankerung des Syndikalismus. Sie verfolgte die These, dass in der Syndikalismus-Bewegung das Streben nach internationaler Solidarität mit einem starken lokalistischen Impetus koexistierte. Damit unterstrich die Vortragende, dass die transnationale Geschichtsschreibung undogmatisch vorgehen und die historische Bedeutung von regionalen, ja lokalistischen Prozessen nicht übersehen sollte. Seit den 1870er Jahren habe die anti-kapitalistische und anti-parlamentarische Syndikalismus-Bewegung die Aneignung von Produktionsmitteln durch die Arbeiterorganisationen propagiert. Ihre Entstehungsgeschichte sei transnational und stark am Internationalismus orientiert gewesen. Als Teil des anarchistischen Spektrums habe der Syndikalismus auf Exil- bzw. Migrationsnetzwerken basiert und seine Ideen mittels internationalen Publikationsprojekten verbreitet. Die Bewegung könne mit dem Fokus auf lokale Geschichte im transnationalen Kontext neu bewertet werden. Dabei wäre es wünschenswert, die Begriffe transnational und international nicht als Synonyme aufzufassen, sondern vielmehr zwischen dem Internationalismus der Gewerkschaftsbewegung und der transnationalen Geschichte des Anarchismus zu differenzieren.

Zum Abschluss des zweiten Panels hat Matthias Möller (Freiburg) mit einem weiteren Beitrag zur Freiland- und Siedlungsbewegung gezeigt, dass die kontroverse Suche nach einer nicht-paternalistischen Lösung zur sozialen Frage einen der zentralen Aspekte der europäischen Geschichte im (krisenhaften) Übergang zur Moderne darstellt. Der Vortragende stellte die Entstehung und die Konzeption von Haus- und Wohnungsreformprojekten in Deutschland und der Schweiz exemplarisch dar. Neben ihrer sozialen Relevanz habe die Bewegung auch zum politischen Aktivismus beigetragen und das langfristige Ziel eines dritten Wegs zwischen Kapitalismus und Kommunismus verfolgt.

Den Kommentar zu dieser Sektion übernahm Rita Aldenhoff-Hübinger (Frankfurt/Oder). Die Sozial- und Wirtschaftshistorikerin betonte, dass eine Spannung zwischen individueller Freiheit und kollektiver Mitbestimmung bzw. zwischen Individualismus und Solidarismus charakteristisch für das anarchische Denken war. Die Beiträge dieses Panels demonstrierten, dass kultureller Anarchismus einer breiten Definition bedarf, welche auch den ökonomischen Diskurs einschließen.

Die dritte Sektion zu Wissenschaft und Bildung wurde von Matteo Collodel (Berlin) mit einem Vortrag über den (kulturellen) Anarchismus des österreichischen Philosophen und Wissenschaftstheoretikers Paul Feyerabend eröffnet. Indem er den kreativen intellektuellen Umgang Feyerabends mit der anarchischen Hybridkultur rekonstruierte, zeigte Collodel, dass dessen anti-konformistisches Denken fachübergreifend und polyvalent bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein entscheidende Impulse setzte. Interessant sei dabei vor allem, die unterschiedlichen Vereinnahmungen von Anarchismus und Biografie zu eruieren. Mit der von Collodel gewählten breiten Definition von Anarchismus ließ sich die flexible und nicht-lineare Entwicklung Feyerabends philosophischer Position besser verstehen. Der österreichische Intellektuelle sei von Popper und Marx, von Mill und Cohn-Bendit inspiriert, so Collodel. Sein Denken sei zwischen Dadaismus, welcher auch auf semantischer Ebene radikale Kritik beinhaltete, und Anarchismus in moralischen und selbst in wissenschaftlichen Fragen zu verorten.

Der Vortrag von Federico Ferretti (Dublin) fragte nach dem Verhältnis von Anarchismus, Evolutionismus und positivistischen Fortschrittstheorien am Beispiel der anarchischen Geographen Élisée Reclus, Lev Mečnikov und Piotr Kropotkin. Ferretti zeigte überzeugend, dass sich die anarchischen Intellektuellen das Instrumentarium der „modernen“ Wissenschaften aneigneten, um Kritik an den im späten 19. Jh. dominierenden Fortschrittsideen und dem Eurozentrismus zu üben. Reclus, Mečnikov und Kropotkin entwarfen in ihrem Œuvre einen nicht-konventionellen Diskurs. Ziel der anarchischen Wissenschaftler und Intellektuellen sei es gewesen, Bildung als Initialzündung für kritisches Denken zu nutzen und damit die vorherrschenden Narrative von Staat, Nation, Religion und Kapitalismus zu untergraben.

Die intensive Auseinandersetzung von Anarchisten mit verschiedenen Wissensbeständen und Bildungskonzepten stand im Mittelpunkt des Vortrags von Piotr Laskowski (Warschau). Er trug zu anarchischen Unterrichtszielen und -methoden vor. Die anarchische Kritik des im 19. Jh. dominierenden Bildungssystems, so Laskowskis These, habe westliche Bildungskonzepte wesentlich beeinflusst. Die von den Anarchisten befürwortete Schulbildung sei anti-hierarchisch gewesen und habe auf Belohnung und Strafe basierende Unterrichtsmethoden vehement abgelehnt. Laskowski analysierte in seinem Beitrag Beispiele anarchischer Pädagogik: die „Moderne Schule“ von Francisco Ferrer, „La Ruche“ von Sebastien Faure und Leo Tolstois „Yasnaya Polyana“. Das gemeinsame Ziel dieser innovativen Bildungsprojekte sei es gewesen, die Schüler zur Selbstständigkeit zu erziehen. Ungelöst seien in diesen Bildungskonzepten die Spannungen zwischen individueller und kollektiver Freiheit, unterstrich Laskowski.

Ein weiterer Aspekt von Anarchismus, Wissenschaft und Bildung wurde mit dem Vortrag von Uffa Jensen (Berlin) zur „anarchischen“ Psychoanalyse thematisiert. Jensen fokussierte die breite Diskussion über die politische Rolle der Psychoanalyse im Fin de Siècle, insbesondere die Auseinandersetzung zwischen dem österreichischen Psychiater Otto Gross und dem Anarchismustheoretiker Gustav Landauer.

Diese Debatte habe Aufschluss über das historische Verständnis von Politik und Psychoanalyse gegeben und bestätigt, dass eine Vielzahl von Akteuren auf den kulturellen Anarchismus zurückgegriffen habe, um die komplexe und ambivalente Suche nach dem Ich in der Moderne zu bewältigen.

In ihrem Kommentar zu dieser Sektion hat Nicole C. Karafyllis (Braunschweig) den roten Faden aus den vier Vorträgen herausgestellt und die große Resonanz des Anarchismus in Wissenschaft und Bildung um 1900 pointiert dargestellt. Dabei fragte sie nach der Interdependenz von Anarchismus und Biografie und sprach sich mit Blick auf das 19. Jh. für eine trennscharfe Verwendung der Begriffe „Ich“ und „Selbst“ aus.

Den Auftakt des vierten und letzten Panels zu Anarchismus und Kunst machte Martin Niederauer (Wien) mit einem Vortrag über die Ästhetik des Jazz. Das Thema bot sich an, weil der Jazz seit seiner Entstehung mit rebellischen und gesellschaftskritischen Gedanken assoziiert wurde. Niederauer fragte, ob der Jazz als Symbol für den politischen Protest gegen Rassismus und ethnische Segregation von den afroamerikanischen Musikern selbst oder vielmehr von deren weißen, linkspolitischen Sympathisanten konstruiert wurde. Benutzen linksorientierte (weiße) US-Amerikaner den Topos des exotischen Rebellen, um politischen Aktivismus durch den Jazz zu visualisieren und legitimieren? Das kontroverse Verhältnis von weißen Jazz-Rezipienten und afroamerikanischen Musikern sei eine Form von Solidarität mit den Unterdrückten gewesen, die teilweise dazu beitrug die Oppression zu perpetuieren. Die Improvisation im Jazz ver helfe jedoch auch ohne politische Lesart den Musikern zur Selbstwerdung, sie inspirierten sich gegenseitig zum freien Ausdruck ihrer Kreativität.

Mit dem Begriff des ästhetischen Anarchismus analysierte Daniela Padularosa (Rom) die kulturelle Szene des Dadaismus zwischen 1910 und 1930. Padularosa verglich die historische Bedeutung dieser revolutionären Kunst- und Literaturrichtung mit derjenigen einer politischen Revolution. Vor allem im Rahmen des Züricher Dadaismus versammelten sich pazifistische Künstler und Intellektuelle, die mit anarchistischen Assoziationen eng kooperierten. Die Dadaisten stellten eine doppelte, politische und künstlerische Avantgarde dar, wie die Vortragende am Beispiel Hugo Balls, Fritz Brupbachers und Fritz Mauthners herleitete.

Diskutiert wurden auch die Verflechtungen zwischen Anarchismus und Fauvismus. Der Vortrag von Patricia Leighton (Durham/NC) reflektierte die vielfältige Rezeption anarchistischer Ideen innerhalb der französischen Avantgarde. Während die meisten Neoimpressionisten sich dem kommunistischen Anarchismus anschlossen, hätten sich die Vertreter des Fauvismus eher als anarchische Individualisten definiert. Anarchismus und, vor allem nach der Dreyfus-Affäre, auch Anti-Militarismus fanden innerhalb der französischen Avantgarde eine breite und nachhaltige Resonanz, so Leighton. Sie zeigte überzeugend, dass sich politischer Aktivismus und innovative Stilrichtungen gegen die akademische Kunst gegenseitig beeinflussten. Die von den Fauvisten verwendeten expressiven, ungemischten Farben sowie die spontane Technik signalisierte einen radikalen, aus dem Anarchismus kommenden,

mit Bakunin assoziierten Protest, der die akademische Malerei, aber auch den sozio-politischen Status quo kritisierte.

Auch der Vortrag von Mark Antliff (Durham/NC) setzte sich zum Ziel, die breite Palette an anarchistischen Einflüssen innerhalb der künstlerischen Avantgarde im Fin de Siècle zu rekonstruieren. Antliff beschrieb die engen Verflechtungen zwischen Politik und Kunst mit dem Begriff „ästhetisierte Politik“ am Beispiel der Bildhauerei. Ein konkretes Beispiel von ästhetisierter Politik sei der Protest europäischer Avantgarde-Netzwerke gegen die Entscheidung der Pariser Stadtverwaltung gewesen, das Grabmonument Oscar Wildes zu zensieren. Das auf dem Père Lachaise Friedhof befindliche Grabmal wurde 1913 vom Bildhauer Jacob Epstein realisiert. Der Künstler sei mit dem Pariser anarchistischen Milieu auf das Engste verbunden gewesen, unterstrich Antliff. André Colomer, der Hauptvertreter der anarchistischen Gruppe „Action d’art“ bezog sich auf Oscar Wilde, aber auch auf die Philosophen Max Stirner und Henri Bergson, um eine neue Synthese von Anarchismus, Élan vital und Ästhetik zu entwerfen. Der Vortrag von Antliff bestätigt, dass der Zugang zum kulturellen Anarchismus nur durch eine transnationale, ergebnisoffene Verflechtungsgeschichte von Kultur und Politik möglich ist.

Den Kommentar zu dieser Sektion gab David Weir (New York). Er ging insbesondere auf das verbindende Moment des Anarchismus in Form von, auch politisch gedeuteter, Spontaneität und Kreativität in den vier Beiträgen des Panels ein und fragte nach möglichen Rezipienten anarchistischer Kunst sowie den politischen Inhalten einer solchen.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Workshop eine epochenübergreifende, transnationale und interdisziplinäre Herangehensweise systematisch verfolgt hat. Dieser Ansatz war notwendig, um das Thema „Anarchism in Culture“ adäquat zu präsentieren und konstruktiv zu diskutieren. Heterogene, aber nicht unzusammenhängende Beiträge haben gezeigt, dass nicht nur eine hybride Auffassung von Anarchismus, sondern auch eine breite, inklusive Definition von Kultur wünschenswert ist, um die große historiographische Frage nach der Entstehung der Moderne mit neuen Deutungsansätzen zu befruchten. Ein breiter, hybrider Anarchismus- und Kulturbegriff kann die historische Entwicklung von Literatur, Kunst, Philosophie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sowie deren Verflechtungen im Übergang zur Moderne innovativ bewerten. Dabei bleibt das Ausbalancieren zwischen traditionell ideengeschichtlichen und neueren Konzepten der Intellectual History eine Herausforderung für eine interdisziplinäre Diskussion von „Anarchism in Culture“.

Amerigo Caruso

Renaissancen global?

Die europäische Renaissance im transkulturellen Vergleich

Die interdisziplinär angelegte Tagung in Rom (Deutsches Historisches Institut, 13.–14. Oktober 2016) ging der Frage nach, ob die europäische Renaissance als eine für die Genese der modernen Welt entscheidende Phase einzigartige Bedeutung einnimmt oder ob Epochen anderer Kulturen, die in der Literatur als „Renaissancen“ firmieren, die entsprechende Bezeichnung verdienen (Jack Goody). Neben Europa wurden China, die islamische Welt und Indien in den Blick genommen, Kulturen, deren Wissenschaften und Technologien bis um 1200 denjenigen Europas bei Weitem überlegen waren. In einem interdisziplinären Zugriff (Geschichte, Kunstgeschichte, Sprach- und Literaturwissenschaft, Philosophie, Judaistik, Sinologie etc.) wurde die Hauptfragestellung nach der vermeintlichen „Einmaligkeit“ der europäischen Renaissance in Abgrenzung zu vergleichbaren Phänomenen in anderen geographischen und kulturellen Kontexten untersucht. Die einzelnen Beiträge waren einerseits zivilisatorischen Großräumen (Lateineuropa, Byzanz, Islamische Welt, Indien, China), andererseits thematischen Feldern wie Wissenschaft, Kunst, Literatur und Rhetorik bzw. Religion zugeordnet.

Nach einer Begrüßung durch Martin Baumeister gaben die Tagungsorganisatoren eine Einführung. Alexander Koller rekapitulierte einerseits den Beitrag des DHI Rom für die Renaissanceforschung und Bernd Roeck problematisierte andererseits die Einzelartigkeit der europäischen Renaissance als Ausgangspunkt und Fragestellung für den Vergleich mit anderen „Renaissancen“.

Im ersten Vortrag verortete Claudia Märtl zunächst das historiographische Verhältnis zwischen Renaissance und Mittelalter und zeigte, wie die einseitige positive Aufladung der Renaissance gegenüber dem Mittelalter relativiert wurde. Davon ausgehend erläuterte sie die Präzedenzfälle des 12. Jahrhunderts und der karolingischen Reform, die sich durch die Sammlung von und die Auseinandersetzung mit antiken Texten sowie durch das Studium der Dichtkunst charakterisierten. Die „grosse Renaissance“ wäre, resümierte Märtl, ohne die karolingische Reform unmöglich gewesen. Anschliessend thematisierte Anne Dunlop ausgehend eines Buchprojekts die methodologische und theoretische Herausforderung der Symbiose zwischen „Global History“ und „Renaissance“. Sie ging dabei auf den Austausch von Artefakten, Künstlern und Ideen zwischen 1500 und 1700 ein. Diese Vorgehensweise stellt, so Dunlop, die Frage der Einzigartigkeit der europäischen Renaissance in Frage.

Am Beginn der zweiten Sektion illustrierte Floris Cohen die langfristigen Auswirkungen der wissenschaftlichen Entwicklungen der Renaissance. Anhand des Beispiels der Dampfmaschine erläuterte er die Verknüpfungen zwischen der industriellen und der wissenschaftlichen Revolution. Zwar sei der Unternehmergeist des 18. Jahrhunderts für die Realisierung mehrerer Ideen zentral, die die industrielle

Revolution charakterisieren. Die praktisch-theoretische Denkweise, die zur Entwicklung solcher Idee beitragen würde, sei allerdings auf das spätere 16. und das 17. Jahrhundert zurückzuführen. Die wissenschaftliche Entwicklung wurde so zu einem Schlüsselaspekt der späteren Modernisierungsprozesse. Anschließend zeigte David A. King das mehrdeutige Verhältnis zwischen dem Astrolabium, das der Astronom Regiomontanus 1462 für den Kardinal Bessarion herstellte, und dem Gemälde „Die Geißelung Christi“ von Piero della Francesca auf. King erläuterte dabei das rätselhafte Epigramm im Astrolabium. Schließlich stellte er die Ergebnisse in Bezug zur Bildkomposition und den ebenso rätselhaften Figuren in der Geißelung und präsentierte damit ein neues Erklärungsmodell für Pieros Meisterwerk.

Im ersten Vortrag des dritten Panels problematisiert Helwig Schmidt-Glintzer die Renaissancebegrifflichkeit im chinesischen Kontext. Er veranschaulichte unterschiedliche „Stationen“ der chinesischen Geschichte, in denen die Renaissanceanalogie geeignet sei. Beispielsweise sei die konfuzianische Renaissance zu erwähnen, in der der Konfuzianismus in der Gegenwart in den Vordergrund gerückt wird. Letztlich thematisierte Schmidt-Glintzer die Rolle der Sinologie in deren Gründungsgeschichte als Teil der europäischen Renaissance. Dietmar Rothermund ging anschließend in seinem Vortrag auf die bengalische Renaissance ein. Er beschrieb dabei die Rolle der britischen Herrschaft bei ihrer Entstehung, deren Einfluß ein einheimisches Pseudobürgertum generierte. Aus diesem Kreis stammte beispielsweise Raja Rammohun Roy, „der Vater der bengalischen Renaissance“. Zentral war, so Rothermund, die Situation des kulturellen Austausches zwischen der indischen und englischen Kultur, um solche schaffende Prozesse auszulösen. Das dritte Panel beendete Jose Cáceres Mardones mit einer Problematisierung der Renaissancefrage im Vizekönigreich Peru. Anhand der Beispiele von Garcilaso de la Vega (1501–1536), José de Acosta (1539–1600), und Guaman Poma de Ayala (1535–1616) versuchte er die Einbettung, Ausformung und Auswirkungen der europäischen Renaissance im Bereich des Vizekönigreiches Peru zu erörtern. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Annäherungen dieser Autoren an die Kategorie der Renaissance nur im Kontext der kolonialen Erfahrung zu erklären sind. Die Frage nach der Renaissance wird damit zu einer Frage nach der Kolonialität.

In der *Keynote Lecture* nahm Avinoam Shalem eine Revision des Renaissancekonzepts in der islamischen Welt vor. Er postulierte in einem historiographischen Abriss, dass „Renaissance“ in der islamischen Geschichte dem Zeitalter der Abbasiden (9.–11. Jh.) entspräche, in dem griechische, indische und (in geringem Maße) lateinische Werke im Bereich der Zoologie, Botanik, Medizin, Zoologie und Philosophie ins Arabische übersetzt wurden. Das Zeitalter der Übersetzungen, wie Shalem es nennt, sei Hand in Hand gegangen mit einer Revolution der Denk- und Argumentationsweisen, die zum Aufstieg des kritischen Denkens, der experimentellen Überprüfung und des epistemologischen Diskurses führte. Folgend plädiert Shalem für eine Ablösung des Begriffs Renaissance sowie der Schwerpunktsetzung auf Wiedergeburt; lohnend wäre die Analyse von derartigen kulturellen Übersetzungsleistungen.

Die letzte Sektion eröffnete Silvia Naef mit ihrem Vortrag, der nach den Dynamiken der westlichen Kunst in der arabischen Welt zwischen 1800 und 1945 fragte. Anhand des Beispiels Ägyptens führte sie aus, wie die Okzidentalisation der ägyptischen Künste sich seit der Gründung der ägyptischen Kunstschule (1909) in eine Renaissance der ägyptischen Kunst verwandelte. Solche Verwandlungen sind beispielsweise in der Arbeit von Hamid Nada (1924–1990) und Abd al-hadi al-Gazzar (1925–1966) festzustellen. Danach kontextualisierte Roni Weinstein die hebräische Renaissance in der Frühen Neuzeit. Weinstein skizzierte mannigfaltige kulturelle, religiöse und soziale Veränderungen (Druck des jüdischen Kanons, Entwicklung eines allgemein gültigen jüdischen Rechts, öffentliche Rezeption der Kabbala u. a.) im 16. und 17. Jahrhundert, die in eine Renaissance der jüdischen Kultur mündete. Dies resultierte vor allem aus dem Einfluss von Faktoren wie Gemeinschaft, lokaler Kohäsion und der Rolle der Religion bei der Modernisierung. Peter Schreiner stellte anschließend heraus, dass die griechische Antike in den byzantinischen Gesellschaftsschichten eine permanente Erscheinung war. Im Falle der „bekannteren“ byzantinischen Renaissance (Makedonische Kaiserdynastie 967–1056 und die Dynastie der Palaiologen 1261–1453) sei die Renaissancebegrifflichkeit nicht gerechtfertigt. Es gab keine Unterbrechung bei der Bewahrung und Vermittlung des antiken Wissens. Trotz des ungebrochenen Kontakts zur griechisch-antiken Welt sei der Einfluss der Antike jedoch auf einen elitären Kreis beschränkt geblieben. Im letzten Vortrag stellte Carlo Taviani die These, der Kapitalismus sei im Nordeuropa zwischen 17. und 18. Jahrhundert entstanden, infrage. Er erörterte die Rolle finanzieller Institutionen wie des *Banco di San Giorgio* und der *mudarahabs*, die im mediterranen Raum während der Renaissance entwickelt wurden. Die Entstehung dieser Innovationen ergab sich aus dem regen kulturellen Austausch mit diversen Handelsnetzwerken und Regionen.

Jose Cáceres Mardones

Der Papst und der Krieg

Kuriale Diplomatie am Kaiserhof 1628–1635

Die jüngsten Publikationen der 4. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland: Eine Bilanz

Eine Bilanz – diesen Vorsatz verfolgte die von Alexander Koller organisierte und zu Ehren von Rotraud Becker veranstaltete internationale Tagung „Der Papst und der Krieg. Kuriale Diplomatie am Kaiserhof 1628–1635“, die am 5. und 6. Dezember 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom stattfand. Insgesamt elf Referenten widmeten sich mit ihren Studien der Zielsetzung der Konferenz, die Beziehungen zwischen dem Papst und dem Kaiserhof in Wien bzw. dem Reich auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Krieges auf der Grundlage der neuesten Publikationen der 4. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland¹ neu zu definieren und den Quellenwert für Forschung und Lehre in den Blick zu nehmen.

Genau die Nützlichkeit der „klassischen Editionsreihe“ in Wissenschaft und Lehre hob der Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, Sergio Pagano, in seinem Grußwort hervor. Die Publikationen der Nuntiaturberichte von 1892 bis zur aktuellen Veröffentlichung 2016 zeichnen sich dabei nicht nur durch ihr hohes Maß an „Qualität“ aus, sondern sind integrativer Bestandteil der Arbeit des DHI Rom, die sich als wichtiger Quellenbestand in die Reihen der Regestensammlungen des Repertorium Germanicum und dem Repertorium Poenitentiarie Germanicum, sowie den Hauptinstruktionen für die Nuntien und Legaten an den europäischen Fürstenhöfen einreihen.

Während Pagano die Bedeutung des gedrucktes Werkes und die Fortsetzung der Editionsreihe („di non dover interrompere le edizioni *Nuntiaturberichte*“) hervorhob, verwies der Direktor des Österreichischen Historischen Instituts in Rom, Andreas Gottsmann, auf die Problematik einer Finanzierung weiterer Publikationen sowie die Notwendigkeit neuer methodologischer und technologischer Herangehensweisen an diesen Quellenbestand und regte eine weitere Zusammenarbeit der beiden Institute auf dem Gebiet der Publikationen und der Erforschung der Nuntiaturberichte an.

¹ Mit dem aktuellen von Rotraud Becker herausgegebenen 6. Band der IV. Abteilung der Nuntiaturberichte liegen nun die Schreiben für die zentrale Phase des Dreißigjährigen Krieges der Jahre 1628 bis 1635 vor, die durch das aktive Eingreifen Schwedens 1630 und Frankreichs 1635 in das Kriegsgeschehen charakterisiert ist. Damit wird nicht nur die Lücke, die bisher in der Editionsreihe bestand, geschlossen, sondern insgesamt ein Editionsprojekt des Deutschen Historischen Instituts in Rom vorläufig abgeschlossen. Vgl. R. Becker (Bearb.), Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi. Sendung des P. Alessandro D'Ales (1633–1634), Berlin-Boston 2016 (Nuntiaturberichte aus Deutschland. Vierte Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert nebst ergänzenden Aktenstücken 6).

In den anschließenden einführenden Bemerkungen des Organisers der Konferenz Alexander Koller (Rom) und der Bearbeiterin der Nuntiaturberichte Rotraud Becker (Regensburg) wurden die zwei thematischen Leitlinien der Konferenz hervorgehoben: Erstens steht auf der Basis der Auswertung der aktuell herausgegebenen Nuntiaturberichte die Wichtigkeit der bilateralen Beziehungen zwischen Papst und Kaiserhof bzw. dem Reich im Zentrum, ohne dass dabei das Panorama europäischer politischer Kernprobleme auf dem „culmine“ des Dreißigjährigen Kriegs aus dem Blick gerät. Zweitens soll die Aussagekraft dieser grundlegenden Dokumente zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinterfragt und ihr Wert für neue Erkenntnismöglichkeiten in dieser „fase chiave“ zwischen 1628 und 1635 fokussiert werden.

Die erste Sektion, die sich dem Quellentypus der Nuntiaturberichte und der Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges widmete, wurde von Alexander Koller moderiert und mit dem Beitrag von Guido Braun (Bonn) eröffnet. Der Frühneuzeithistoriker beschäftigte sich hierbei mit der Frage nach den Auswertungsmöglichkeiten der Nuntiaturberichte, den Erkenntnispotentialen und der Opportunität der Nuntiaturberichts-Editionsbände für die historische (zukünftige) Forschung, sowie des Einsatzes dieses Quellencorpus in der universitären Lehre. So bieten die Nuntiaturkorrespondenzen für Braun (1) ausführliche politische, landes- und kirchengeschichtliche, Sachthemen; (2) großes Potential im Bereich der Auswertungsmöglichkeit, v. a. im Bereich der akteurszentrierten Perspektiven; (3) differenzierte Ergebnisse und (4) ebenso einen „Informationswert“ für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts und die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Bonner Historiker konnte in seinem Beitrag die Wichtigkeit und die Innovation der Nuntiaturberichte deutlich herausstellen, die sich nicht nur durch eine besonders dichte Überlieferung auszeichnet, sondern vor allem „einen ersten Anknüpfungspunkt für eine strukturgeschichtliche Untersuchung der frühneuzeitlichen Diplomatie“ bietet. Verengte Perspektiven und Fragen an diesen Quellencorpus führen bisher zu einem Auswertungsdefizit und mangelnde (italienische) Sprachkenntnisse in der universitären Lehre zu Schwierigkeiten in ihrer Verwendung. Eine (Retro-)Digitalisierung der Nuntiaturberichte und die Anlegung einer prosopographischen Datenbank kurialer Amtsträger sowie das Anlegen einer zweisprachigen Auswahledition für die universitäre Lehre würden die Benutzbarkeit dieses Quellenbestandes erhöhen.

Der nächste Referent, Silvano Giordano (Rom), richtete in seinem Beitrag den Blick auf die doppelte Legation des Kardinalnepoten Francesco Barberini in Paris und Madrid 1625 und 1626 und auf die Legation des Kardinals Mario Ginetti auf dem letztlich nicht stattgefundenen Kölner Kongress im Jahre 1636. Giordano stellte beide Legationen als „due momenti centrali“ in der politischen Narration Papst Urbans VIII. heraus, deren Gewichtung beide Sendungen infolge ihrer beachtenswerten Ausdehnung und äußerst reich artikulierten Instruktionen erlangten. Verfasst von den hohen Funktionären des Staatssekretariats, Lorenzo Magalotti und Pietro Benessa, erwähnen die Anweisungen aus Rom nicht nur die Problematiken dieser Jahre; die

kuriale päpstliche Politik präsentiert sich hier auch als mit „connotazioni di discontinuità“. Giordano kommt dabei zum Ergebnis, dass die barberinianische Politik in den ersten Jahren des Pontifikats von Urban VIII. in einer Fortsetzung der konfessionellen Politik seines Vorgängers Gregors XV. Ludovisi stand, das den Rückgewinn des Katholizismus im Reich begünstigte und in einer „parziale sintonia“ mit der Politik Kaiser Ferdinands II. stand. Mit offensichtlicher Evidenz wird circa zehn Jahre später die „diversità di prospettive“ deutlich, die die römische Kurie und die führenden Protagonisten „della scena europea“ charakterisierte. Erst eine „lettura a lungo termine“ erlaubt es, so Giordano, die päpstliche Politik zu bewerten und zu dem Urteil zu kommen, daß Papst Urban VIII. schrittweise die Situation aus der Hand glitt.

Der Beitrag von Tomáš Černušák (Brno) stellte Überlegungen an zum Vorhaben einer Herausgabe einer kritischen Edition der Korrespondenz des päpstlichen Nuntius Carlo Caraffa am Kaiserhof für die Jahre 1621 bis 1628 durch das Tschechische Historische Institut in Rom. Die für einen Nuntius ungewöhnlich lange Amtszeit ist nach dem Historiker deshalb so wertvoll, weil diese nicht nur zwei Pontifikate mit ihren unterschiedlichen politischen Konzeptionen abdeckt (Gregor XV./Urban VIII.), sondern ebenso die Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges umfasst. Černušák unterstreicht dabei vor allem die erste Phase der kritischen Edition, die die Jahre 1621 bis 1622 der Korrespondenz umfassen soll. In seinem Beitrag gab er zu beachten: Erstens, die kritische Editionstätigkeit bezieht sich in dieser ersten Phase nicht nur auf den päpstlichen Gesandten Caraffa, sondern ebenso auf die außerordentlichen Legationen und die spezifische diplomatische Tätigkeit bzw. Berichterstattung des von Fabrizio Verospi und Giacinto da Casale für die Jahre 1622/1623 und des Kommandanten der päpstlichen Armee, Pietro Aldobrandini, sowie des Schatzmeisters, Matteo Pini (1621/1622). Zweitens sollen auch Quellen anderer römischer kurialer Dikasterien in die kritische Edition miteinbezogen werden, so etwa die der unter Gregor XV. im Jahre 1622 gegründeten Kongregation „de Propaganda fide“.

Den letzten Beitrag dieser Sektion lieferte Lothar Höbelt (Wien), der sich den zwei Friedensschlüssen von Regensburg (1630) und Prag (1635) widmet, die beide infolge der Ignorierung der Krone Schwedens durch den Kaiser ein „Torso, ein bloß ‚halber‘ Friedensschluss“ darstellten. Der Historiker konnte in seinem Beitrag vor allem die Möglichkeiten und Grenzen päpstlicher Politik in den Jahren zwischen 1630 und 1635 aufzeigen und kommt dabei zu einer Neubewertung bzw. zu einem differenzierten Blick päpstlicher Politik: War der Friedensschluss von Regensburg eher ein Friede, der „im Interesse des Papstes“ stand, war der Abschluss des Prager Friedens 1634/35 ein vom Papst „zwangsläufig als politische Niederlage“ empfundener Friede. So hat sich das „Vorurteil der pro-französischen Haltung der Barberini“ in den Neupublikationen der Nuntiaturreporte nicht bewahrheitet. Die päpstliche Politik war weniger auf das Reich als vielmehr auf die kaiserlich-spanische Macht im europäischen Mächtetekonzert fokussiert.

Die zweite Sektion der Tagung unter dem Vorsitz von Elisabeth Garms-Cornides (Wien) wurde von Rubén González Cuerva (Madrid) eröffnet, der sich auf die spanische Partei und die Nuntien am Kaiserhof zwischen 1628 und 1635 konzentrierte. Der Frühneuzeithistoriker räumte dabei mit der langen historiographischen Tradition auf, nach der es am Kaiserhof von Ferdinand II. eine starke spanische Partei gab, die in der Lage war, die politische Strategie zugunsten seines kastilischen Neffen Philipp IV. zu beeinflussen, ein Bild, so Cuerva, das lange in den *dispacci* der venezianischen und toskanischen Gesandten vorherrschte. Die Berichterstattung des Nuntius am Kaiserhof, die „una delle fonti più rilevanti a tale riguardo“ darstellt, liefert dabei einen neuen Blick auf diesen Sachverhalt. So erlaubt es die vorliegende Edition der Nuntiatrberichte die Beziehung zwischen den päpstlichen Gesandten und der spanischen Präsenz in Wien nachzuzeichnen, etwa die Konkurrenz zwischen dem Katholischen König und dem Papst, aber auch die von ihnen entwickelten Strategien, die reservierten Informationen und den Zugang zum Kaiser. Der Grund liegt vor allem darin, dass allein die päpstliche Diplomatie in der Lage war, mit der spanischen im Rahmen der „globalità di interessi“ und der „disponibilità di vie di influenza“ zu konkurrieren. Cuerva kommt zum Schluss, dass die vielfältigen spanischen Vertreter in Wien (der ordentliche Botschafter; die außerordentlichen Vertreter, die Spezialagenten, die Vertrauten Kaiser Ferdinands II. und vor allem die zukünftige Kaiserin Maria Anna von Österreich, Schwester von Philipp IV.) Auskunft über die Techniken des Zugangs zu den Schaltstellen der Macht, die Informationsbeschaffung und der Konkurrenzsituation innerhalb des Hofes geben.

Dem Thema Frankreich als Gegenstand der Nuntiatrberichte am Kaiserhof um 1630 widmet sich der anschließende Vortrag von Olivier Chaline (Paris). Der Historiker setzte sich mit der Frage auseinander, was die päpstlichen Diplomaten am Kaiserhof über die französische Politik berichten und wie die entsprechenden Informationen nach Rom weitergeleitet wurden. Chaline nähert sich dem Thema zunächst durch statistische Beobachtungen an: wie die Auswertung der Wortregister demonstrieren, nehmen Frankreichbetreffe in den aktuellen Publikationen der Nuntiatrberichte für die Jahre 1628 bis 1634 viel Raum ein. Bleibt dies 1628 und 1629 sporadisch, rückt mit dem Manutanischen Erbfolgekrieg (1628–1631) und dem darauf folgenden schwedischen Kriegseintritt und der französischen Protektionspolitik die französische Politik fortdauernd in den Fokus der Berichterstattung der päpstlichen Diplomaten. Neben der statistischen Auswertung präsentiert der Referent auf Basis der Nuntiatrberichte einen zweiten Weg, sich dem Thema zu nähern, nämlich der Darstellung der vertretenen Standpunkte zur französischen Politik: neben der kaiserlichen Position, sodann die Meinung des Nuntius selbst (ergänzt durch die seiner Pariser Kollegen) und zuletzt die päpstliche Position, vertreten durch die Briefe des Kardinalnepoten Barberini an den Nuntius am Kaiserhof. Durch diese zwei Analysestränge kommt Chaline zum Schluss, dass Frankreich bzw. die französische Politik ein bedeutender Gegenstand in den Nuntiatrberichten ist, der Auskunft gibt über die Änderungen der Leitlinien französischer Politik am Kaiserhof und an der römischen Kurie. War

diese nach 1630 noch schwer nachzuvollziehen, wird Frankreich 1632/1633 vom Kaiser wie vom Papst als ein mögliches Gegengewicht zur Einschränkung der schwedischen Hegemonie betrachtet.

Václav Bůžek (České Budějovice) thematisierte anschließend das Feld der Erneuerung des Katholizismus im Königreich Böhmen auf Basis der aktuell vorliegenden Nuntiaturberichte der 4. Abteilung für die Jahre 1628 bis 1635. Ausgangspunkt der Überlegungen des Historikers ist die „Verneuerte Landesordnung“, die Kaiser Ferdinand II. nach der Niederschlagung des böhmischen Aufstandes 1627 erließ. Blieb der Aspekt der Erneuerung des Katholizismus in Böhmen in den 1620er und 1630er Jahren in den laufenden Diskussionen bisher unberücksichtigt, war es nun das Ziel des Historikers, anhand der Briefwechsel zwischen Prag, Wien und Rom vor allem das Zusammenspiel zwischen den päpstlichen Nuntien Giovanni Battista Pallotto, Ciriaco Rocci und Malatesta Baglioni, des Kaisers, der Kurie und des Erzbischofs von Prag, Ernst Adalbert von Harrach, herauszustellen. Bůžek machte vor allem auf drei grundlegende Problembereiche aufmerksam, die zur Stärkung des Einflusses der katholischen Kirche im Königreich Böhmen eine Rolle spielten: Erstens, die Problematik der geistlichen Administration auf Basis finanzieller Ressourcen. Erst durch das Zusammenspiel verschiedener Akteure konnte mit der Ratifizierung des Vertrags über die sogenannte Salzkasse (*cassa salis*) durch Papst Urban VIII. am 5. März 1633 die katholische Kirche in Böhmen finanziert werden. Zweitens eine Reform der Kirchenverwaltung, die mit der Errichtung vier neuer Bistümer (Budweis, Königgrätz, Leitmeritz und Pilsen) einherging. Und drittens, die Problematik um die zu Beginn des Jahres 1622 gekommenen Unterordnung des utraquistischen *Carolinum* und dem jesuitischen *Clementinum* in Prag; die erst 1654 zum einem Kompromiss führte. Bůžek kommt zu dem Schluss, daß es erst durch das Zusammenspiel verschiedener Instanzen und Akteure und der damit einhergehenden Korrespondenzen zu einer Erneuerung des Katholizismus in Böhmen kam. Doch infolge der von gegenseitigem Misstrauen geprägten Beziehungen zwischen Rom, Wien und Prag handelte es sich um einen „kompliziert verhandelten Kompromiss“ in einem „multipolaren Kräftespiel“.

Der Abendvortrag des Frühneuzeithistorikers Wolfgang Reinhard (Freiburg i. Br.) beschäftigte sich kritisch mit der frühneuzeitlichen päpstlichen Diplomatiegeschichte, die unter der Fragestellung stand: Hat Papstgeschichte Zukunft? Sechs Kernpunkte der „Kompensation“ einer zukünftigen weiteren Beschäftigung mit den Nuntiaturberichten bzw. der Papstgeschichte stellte er dabei heraus. Die Digitalisierung der Quellen bietet *erstens* die Möglichkeit der Erstellung einer „universalen“ Kuriendatenbank, die die Römische Kurie „transparent wie nie zuvor“ macht. Neue Perspektiven für die Papstgeschichte bzw. dem Papsttum als „einzigartiger Kulturmacht mit einzigartiger Machtkultur“ liefert *zweitens* die Integrierung neuer Forschungsansätze der Politik- und der Kulturgeschichte. Ein weiterer Aspekt wären *drittens* Langzeitstudien zum Personal und zu den Institutionen, wobei Projekte auf lange Dauer heute „nicht mehr als förderungswürdig“ gelten. Ebenso vielverspre-

chend ist *viertens* die Neuaufarbeitung der Diskursgeschichte von Kirchenrecht und Theologie in den Nuntiaturberichten, die dadurch in der Folge einen „neuen Quellenwert“ bekommen. Untersuchungen im Bereich der Frömmigkeitsgeschichte (der persönlichen, sakramentalen oder Papstfrömmigkeit) ist nach Reinhard *fünftens* mehr als eine angewandte theoretische Theologie sondern „kirchliches Selbstverständnis, der Inbegriff der christlichen Praxis“. Ein Vergleich persönlicher päpstlicher Frömmigkeitsgeschichte ist dabei ebenso erfolgsversprechend wie die päpstliche Haltung zur sakramentalen Praxis. *Sechstens* sind vormoderne Praktiken des Entscheidens der Kurie und ihrer (diskreten) Weitergabe des Ergebnisses und die Legitimation ihrer Entscheidungen, die Verfahren der Formalisierung des Informellen, des Zeremoniells als kulturelle Praxeologie, als Performanz der römischen Kurie grundlegende Praktiken der Römischen Kurie und eine „Kulmination der Kulturgeschichte des Papsttums“. Wolfgang Reinhard kommt zu dem Ergebnis, das sich trotz seiner bereits im Jahre 1998 gelieferten Vorschläge über den „Wert und Verwertung eines Editionsunternehmens“² bisher wenig geändert habe. Einen Grund sieht er in der traditionellen Editionspraxis und der mangelnden Auswertung der Nuntiaturberichte in der Forschung. Die (De-)Konstruktion der Papstgeschichte, deren Unmöglichkeit und Möglichkeit Reinhard in seinem Vortrag darzulegen versuchte, hat nach dem Historiker auch ohne „die klassischen Nuntiaturberichte eine große Zukunft“.

Die von Irene Fosi (Roma-Chieti) geleitete dritte Sektion richtet sodann das Augenmerk auf spezifische Fragestellungen und Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges auf Basis der zuletzt publizierten Nuntiaturberichte der vierten Abteilung. Eröffnet wurde sie durch den Vortrag von Péter Tusor (Budapest), der sich den Beziehungen zwischen Rom und Ungarn auf der Basis der Wiener Nuntiaturkorrespondenz im Zeitraum zwischen 1628 bis 1635 widmete. Der Historiker konzentrierte sich bei seinen Ausführungen auf drei Themengebiete: Neben der Darlegung der Ausgangssituation der Beziehungen zwischen der *Sacra Corona d'Ungaria* und dem Heiligen Stuhl beschäftigte er sich vor allem mit der Zusammenarbeit zwischen dem außerordentlichen Legaten, Kardinal Giovanni Battista Pallotto, und dem Erzbischof von Esztergom (dt. Gran), Péter Pázmány. Vor allem das Verhältnis von Pázmány zur barbarianischen Politik gegenüber Ungarn und Transsylvanien und das Thema Ungarn als Exponent des Mächtesystems der Habsburger in den Jahren 1630 bis 1635 standen dabei im Mittelpunkt. Einen dritten Aspekt bildeten die kirchlich-missionarischen Aktivitäten der Wiener Nuntiatur unter Pallotto, Rocci und Baglioni. So informierte der Erzbischof die Wiener Nuntiatur über die kritischen politischen Vorgänge in Ungarn und Transsylvanien, die dann von Pallotto nach Rom weitergeleitet wurden,

2 W. Reinhard, Nuntiaturberichte für die deutsche Geschichtswissenschaft. Wert und Verwertung eines Editionsunternehmens, in: Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichts-forschung, hg. von A. Koller, Tübingen 1998 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 87), S. 208–215.

wie etwa der Einzug und die Einnahme Transsylvaniens durch György I. Rákóczy oder der Konflikt um das Präzedenzrecht für den Papstneffen Taddeo Barberini als Präfekt von Rom vor dem kaiserlichen Gesandten, einem Konflikt „di importanza chiave“ für das Prestige der Barberini in Italien. Zwar war nach Tusor Kardinal Pázmány kein „gran maestro di livello europeo“ barocker politischer Intrigen, doch repräsentierte er die Intentionen der politischen ungarischen Führung. Tusor kommt zum Ergebnis, das der Erzbischof von Esztergom bis zum Jahr 1629, also bis zum Erhalt der Kardinalswürde, die politisch-traditionellen Leitlinien des ungarischen Adels fortführte und infolge einer radikalen Veränderung der militärischen und politischen Situation in Europa in der Folge der schwedischen Invasion im Kontext des Dreißigjährigen Krieges ab 1632 in einen „conflitto atroce“ mit dem Papst geriet. Doch nicht nur in politischer Hinsicht, sondern ebenfalls in der kirchlich-missionarischen Koordinierung nehmen die Nuntien und der Erzbischof eine wichtige Rolle ein. Nach dem Referenten gibt es in der Nuntiaturkorrespondenz mit dem Staatssekretariat wenige Hinweise auf kirchlich-kanonische Thematiken bezüglich Ungarn, daher ist umso mehr die Korrespondenz mit anderen Kongregationen vor allem zur *Propaganda Fide* heranzuziehen. In dieser Periode ist die Wiener Nuntiatur keine „istituzione di riforma“, sondern vorwiegend eine politische. Tusor bestätigt im Hinblick auf eine Interferenz von Politik und Religion eine Verschiebung zu Ungunsten der kirchlichen Angelegenheiten.

Im Anschluss sprach Rainald Becker (München) über die „special relationship“, über das politische und kirchliche Relationsgefüge von Bayern und Rom um 1630. Die vielschichtige Dialektik der bayrisch-römischen Beziehungen während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind nach dem Referenten deutlich in der nun abgeschlossenen vierten Reihe der Nuntiaturberichte vom Kaiserhof dokumentiert. Sein Vortrag konzentrierte sich insbesondere auf die Analyse der „natürlichen“ Partnerschaft auf der innerkirchlichen bzw. reichspolitischen Ebene. Auf der einen Seite stellte die bayrische Dynastie für die Kurie nicht nur eine Garantiemacht für die von Protestantisierung bedrohten Reichskirche dar, sondern wurde durch eine kontinuierliche Diplomatie nach 1600 zu einem sichtbaren Faktor im katholischen Europa, dessen Dynamik während des Dreißigjährigen Krieges beschleunigt wurde. Die Dynastie der Wittelsbacher war dabei eine unverrückbare „colonna della religione cattolica in Germania“, der zudem aus Sicht der römischen Kurie eine Schlüsselrolle im diffizilen binnenkatholischen Interessenausgleich zwischen dem Kaiser, Spanien und Frankreich zukam. Das von Becker gebrauchte Bild von Bayern als einer „starken Division des Papstes“ findet seine Bestätigung in den Berichten der Wiener Nuntien der 1620er und 1630er Jahre. Auf der anderen Seite erhoffte sich Bayern von Rom Prestigegewinn, dauerhafte Rangerhebung (Kurwürde), territoriale Arrondierung (Oberpfalz) und außenpolitische Statuserhöhung (Bündnis mit Frankreich), die die Wiener Nuntien als „diplomatische Divisionäre“ des Kurfürsten auf der europäischen Bühne zur Geltung bringen sollten. Dabei steht nach Becker am Ende des Prozesses der bilateralen Partnerschaft die endgültige Integration des „Stato di Baviera“ in die völkerrechtliche Textur des barocken Europas.

Christoph Kampmann (Marburg) beschäftigt sich in seinem Vortrag mit den Beziehungen zwischen Rom und dem Reich im Zeitraum zwischen dem Tod des schwedischen Königs Gustav Adolf im November 1632 und dem Prager Frieden 1635, also einer Zeit der „Wende“ und der „entscheidenden Phase“ des Dreißigjährigen Krieges. Obwohl bereits, wie Kampmann feststellt, eine wichtige Grundlagenforschung zu diesem Zeitraum vorliegt,³ vermögen die nun vollständig vorliegenden Nuntiaturberichte die päpstliche Haltung zu den Friedensbemühungen 1633/35 zu akzentuieren und „eine Neubewertung des Dreißigjährigen Krieges“ herbeizuführen. So habe sich bereits auf dem Prager Frieden (1635) eine Tendenz herausgebildet, die dann die Haltung des Papsttums zum Westfälischen Frieden und darüber hinaus bestimmt habe. Die Kurie konnte nach dem Referenten keinen konkreten Einfluss auf das politische Geschehen mehr ausüben und habe infolge dieser Machtlosigkeit eine „rechtswahrende Position“ eingenommen, die eine Anerkennung von Zugeständnissen an die evangelische Seite strikt negiert habe. Auf Basis der Auswertung der Nuntiaturberichte kommt Kampmann zu einer Neubewertung päpstlicher (europäischer) Politik: Zugeständnisse an die Protestanten wurden 1633/35 besonders deshalb abgelehnt, um (im Sinne des Papsttums) schädliche Folgen eines Friedens im Reich für die europäische Mächtepolitik zu verhindern. Demnach sei die Haltung des Staatssekretariats und der Nuntien „doch flexibler und politischer“. Daher sind, nach Kampmann, die Entwicklungen im Reich bzw. im Dreißigjährigen Krieg und die kurial-päpstliche Politik seit 1633 anders zu bewerten als bisher geschehen.

In der anschließenden „Tavola Rotonda“, bei der sich namhafte Forscher und Kenner der Nuntiaturberichte (Stefano Andretta, Irene Fosi, Paola Molino, Olivier Poncet) zu einer Diskussionsrunde zusammenfanden, wurde eine veritable Bilanz des Editionsprojektes des Deutschen Historischen Instituts in Rom, des methodologischen Vorgehens und der Arbeit mit den Nuntiaturberichten aus Deutschland gezogen. Damit sollte nunmehr ein „punto (!) di svolta“ erreicht werden. Die Diskussionsrunde zog im Grund auf drei Ebenen ihre Überlegungen: Zukunft – Themenfelder – Perspektivenwechsel. So sind bei der Arbeit mit den Nuntiaturberichten für die *Zukunft der Editionsreihe* zwei Überlegungen anzustellen: Erstens wäre die Finanzierung eines Projektes von langer Dauer zu lösen und zweitens wären die Kriterien der Editionsart (Druck, [Retro-]Digitalisierung; Open Access) zu klären. Fosi gab dabei zu bedenken, daß eine „prospettiva diversa“ und eine „rilettura della storia“ vonnöten sei, um die Fortführung des Editionsunternehmens zu gewährleisten, das gleichzeitig mit dem Gebrauch von „sistemi nuovi“ einhergehen müsse. Eine (Retro-)Digitalisierung vor allem in Verbindung mit anderen Quellen würde eine Benutzbarkeit der

³ Konrad Repgen hat durch sein Werk wesentlichen Anteil an einer Neubewertung des Prager Friedens bzw. der kaiserlichen Politik. Vgl. K. Repgen, *Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede: Studien und Quellen*, 3., überarb. und bedeutend erw. Aufl., Paderborn 2015 (Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft; N. F. 117).

Nuntiaturreporte erhöhen. Die Nuntiaturreporte zeichnen sich durch eine besonders dichte Überlieferung aus. Doch galt es bezüglich der Themenfelder nicht nur die Sichtweise der römischen Zentrale zu verteidigen (Fosi), sondern dabei gleichzeitig vor allem eine thematische Engführung (Poncet, Andretta) zu vermeiden. Die dokumentarische Quellengruppe liefert auf verschiedenen Ebenen Auskunft über andere Realität(en) und sollte auch auf eine „apertura“ ausgelegt sein (Fosi, Andretta). Ein Ergebnis der Diskussionen war die Betonung eines *Perspektivenwechsels* der Arbeit des DHI Rom im Rahmen der Herausgabe und Bearbeitung der Nuntiaturreporte. Dabei sei neben der „divulgazione di qualità“ (Andretta) die Bewahrung des „programma proprio“ (Poncet) als ein Verdienst und eine Stärke des Instituts zu verteidigen. Die Zukunft des Projektes liege im verantwortungsvollen Umgang mit den Quellen selbst (Molino). Eine „Wende“ in der Arbeit mit den Nuntiaturreporten sei durch neue Herangehensweisen, der Erschließung neuer Forschungsfelder und neue Fragestellungen zu erreichen (Molino, Andretta), die bisher wenig in der Praxis und in der Forschung umgesetzt und berücksichtigt worden sind.

Im Großen und Ganzen handelte es sich bei der internationalen Tagung in Rom um eine Bilanz bezüglich der „Vergangenheit und Zukunft einer klassischen Editionsreihe“, dessen Bedeutung und Quellenwert Heinrich Lutz im Jahre 1965 vor allem in Hinsicht auf den behandelten Zeitraum klar erkannt und herausgestellt hat, denn „insgesamt verfügen wir ... für diese entscheidende Epoche deutscher und europäischer Geschichte wohl über keine Quellenserie, deren Bedeutung sich hinsichtlich des überregionalen Berichthorizontes, der scharf konturierten geistig-politischen Maßstäbe und der festen Kontinuität mit diesen Nuntiaturreporten messen könnte“.⁴

Claudia Curcuruto

⁴ H. Lutz, Nuntiaturreporte aus Deutschland. Vergangenheit und Zukunft einer „klassischen“ Editionsreihe, in: QFIAB 45 (1965), S. 274–324, hier 313.